

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung

Band: 100 (1955)

Heft: 17

Anhang: Alpensteinbock *Capra ibex* (L) ; Weisser Storch *Ciconia ciconia* (L)

Autor: Guggisberg, C.A.W.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ALPENSTEINBOCK *Capra ibex* (L)

Nebelschwaden brodeln über dem Brienersee, steigen in die Höhe und zergehen im warmen Sonnenschein. In einen gleissenden Eispanzer gekleidet blickt die stolze Pyramide des Wetterhornes auf die Zacken und Triften des Axalpgebietes hernieder. In den Flügen des Augstmatthornes, hoch über dem nördlichen Seeufer, regt es sich. Steine poltern in die Tiefe, losgetreten von den Hufen des Steinwildrudels, das langsam einer Felsterrasse zustrebt. Geissen sind es, gefolgt von Kitzen und Jungtieren, die da mit wunderbarer Sicherheit durch die Schroffen hinaufturnen, von Absatz zu Absatz springend und jeden kleinsten Vorsprung geschickt ausnützend. Auf der Terrasse angekommen, tun sich die meisten Geissen nieder. Die Jungtiere vertreiben sich die Zeit mit fröhlichen Scheinkämpfen und jagen wohl auch die kleinen Kitzen hin und her. Plötzlich lässt eine Geiss den Warnungspfeiff ertönen — «phiet» — «phiet» — und gleich ist die ganze Gesellschaft auf den Beinen. Mehrere Tiere klettern höher ins Gefelse hinauf, die meisten Geissen aber äugen aufmerksam in die Tiefe. Jetzt taucht da unten ein mächtiges Hörnerpaar auf, ein schwerer Körper wuchtet sich über den Rand der Terrasse, und ein kapitaler Steinbock steht auf den Felsplatten. Andere Böcke erscheinen, ein halbes Dutzend, ein Dutzend. Ohne den Geissen, die sich langsam wieder beruhigen, die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, stehen die langgehörnten Herren eine Weile herum. Einer tut sich nieder, schwenkt ein paarmal den Kopf und kratzt sich mit den Hornspitzen auf dem Rücken. Die Kitze beginnen wieder um die Mütter herumzutollen. Plötzlich springt ein Bock ein fast senkrechtes Wandstück empor, und schon zeichnet sich seine Gestalt hoch oben gegen den blauen Himmel ab. Ein zweiter Bock folgt ihm auf demselben Wege, und nun sind sie alle in Bewegung. Es rasselt und poltert, die Geissen springen pfeifend zur Seite. Auf einem schmalen Felsbande wendet sich einer der Böcke um, richtet sich in die Höhe und schmettert seine Hörner gegen die Wehr seines Hintermannes. Zwei-, dreimal gehen sie aufeinander los, als ob einer den anderen aus dem Gleichgewicht bringen wolle, um gleich darauf einträchtig die Kletterpartie fortzusetzen. Einen Augenblick lang sieht man über dem Kamm des Berges einen ganzen Wald gebogener Hörner, dann sind die Böcke verschwunden.

Den grössten Teil des Jahres hindurch lebt das Steinwild derart in getrennten Rudeln, die Böcke für sich, die Geissen mit ihren Kitzen und den letztjährigen Jungtieren zusammen. Den Tag verbringen die Tiere in den Felsen, gegen Abend steigen sie auf Wildheuplanken und Alpweiden hinunter, die Geissen in der Regel etwas vor den Böcken. Sie äsen dann die ganze Nacht hindurch und am Morgen sieht man sie wieder der Höhe zuwechseln.

Während der Brunftzeit, die Mitte Dezember beginnt, und etwa bis Ende Januar andauert, gesellen sich die Böcke zu den Geissen. Zu ernsthaften Kämpfen kommt es kaum, denn die gesellig lebenden Böcke haben ja schon vorher ausreichend Gelegenheit gehabt, im Kampfspiel ihre Kräfte zu messen und einander gegenseitig abzutasten. Wenn die Brunft heranrückt, kennen sie einander genau und die Schwächeren gehen ohne weiteres den Stärkeren aus dem Weg. Sobald die Brunft vorüber ist, sondern sich die Geschlechter wieder ab.

Das Steinwild verbringt den Winter meist hoch oben im Gefelse, und erst gegen den Frühling hin wechseln die Rudel in etwas tiefere Lagen hinab, um die ersten

Grashalme abzuäsen, ziehen aber bald wieder aufwärts, ihrer eigentlichen Heimat zu.

Nach einer Tragzeit von etwa 5 Monaten kommen im Juni und zu Anfang Juli die Kitze zur Welt, die schon nach ganz kurzer Zeit fest auf ihren strammen Beinchen stehen und der Mutter durch die Felsen zu folgen vermögen.

Die Nahrung des Steinwildes besteht aus Alpenkräutern, wie Thymian, Wermut und Schafgarbe, aus den Blättern, Zweigen und Knospen von Alpenrosen und anderen alpinen Holzgewächsen, im Winter namentlich aus hartem Gras und aus Flechten.

Ein starker Bock hat eine Schulterhöhe von 80 bis 85 cm, eine Körperlänge von 1,50 bis 1,60 m und ein Gewicht von ungefähr 100 kg. Das Gehörn kann eine Länge von einem Meter und ein Gewicht von 10 bis 15 kg erreichen, ist stark gebogen, von viereckigem Querschnitt, mit wulstartigen Verdickungen auf der Vorderseite. Die frühere Annahme, dass man an diesen Wülsten das Alter des Tieres erkennen könne, ist unrichtig. Das Gehörn der schwächer gebauten Geiss erreicht höchstens 20 cm Länge und ist nur wenig gebogen. Die Färbung des Felles ist im Winter graubraun, im Sommer fahlgelb. Alte Böcke erscheinen aber auch im Sommer fast schiefergrau mit schwärzlichen Beinen und Schultern.

Das Steinwild war einst im ganzen Alpengebiete häufig, doch wurde ihm so intensiv nachgestellt, dass schon im 14. und 15. Jahrhundert eine deutliche Abnahme zu erkennen war. Wenn Steinböcke auch höhere Lagen und wildere Felswände bevorzugten als die Gamsen, so waren sie doch leichter zu erlegen, da sie weniger rasch die Flucht ergriffen und immer wieder verhofften, um von einer Felskante oder von einem Absatz aus den Jäger neugierig zu bäugeln. Ein erlegter Steinbock aber brachte dem Schützen nicht unbeträchtlichen Gewinn, da der Aberglaube des Volkes fast allen Teilen dieses Tieres irgendwelche Heilwirkung zuschrieb. So erhielt die Hofapotheke in Salzburg um 1650 herum regelmässig Steinböcke aus dem erzbischöflichen Jagdrevier, die dann zerteilt und zu allen möglichen Mitteln und Mittelchen verarbeitet wurden.

In der Schweiz hielt sich das Steinwild am längsten im Wallis, wo das letzte Stück im Jahre 1820 erlegt wurde. Ein Jahr später erwirkte der aus der Schweiz stammende Forstinspektor Zumstein von der piemontesischen Regierung den Erlass von Schutzbestimmungen für die auch in den italienischen Alpen der Ausrottung entgegengehenden Steinböcke. Später nahm sich König Victor Emanuel II dieser überlebenden an und pachtete mehrere Reviere in der Umgebung des Gran Paradiso. Durch sorgfältige Hege wurde nicht nur die Existenz der letzten Alpensteinböcke sichergestellt, sondern es liess sich auch bald einmal eine sehr erfreuliche Bestandszunahme feststellen.

Die ersten Versuche, das Steinwild in den Ostalpen und in der Schweiz wieder einzubürgern, schlugen fehl, da man Steinbock-Ziegen-Bastarde verwendete, die sich als vollkommen ungeeignet erwiesen. Im Jahre 1906 wurden diese Versuche in der Schweiz wieder aufgenommen, und zwar mit reinblütigen, dem Wildpark Peter und Paul entstammenden Tieren. Diesmal stellte sich der erhoffte Erfolg ein und heute hat das stolze Wild in verschiedenen Teilen der Schweizer Alpen wieder Heimatrecht. Am bekanntesten sind die Kolonien am Piz Albris, im Nationalpark, am Augstmatthorn, am Wetterhorn und am Mont Pleureur.



ALPENSTEINBOCK

LE BOUQUETIN

Capra ibex (L.)

STAMBECCO

IBEX



WEISSER STORCH

LA CIGOGNE BLANCHE

Ciconia ciconia (L.)

CIGOGNA BIANCA

WHITE STORK

WEISSER STORCH *Ciconia ciconia* (L)

«Die Störche sind da!» rufen an einem schönen Märztag die Kinder in der Dorfstrasse, und gar mancher Erwachsener bleibt stehen und blickt schmunzelnd hinauf zum hohen Dache, wo auf einem am First befestigten Wagenrade seit Menschengedenken Störche gebrütet haben. Richtig, da steht einer der grossen, schwarz-weißen Vögel und zupft mit dem roten Schnabel eine Weile lang sein Gefieder zurecht, ehe er seine Schwingen hebt und mit gerade nach vorne gestrecktem Halse und nach hinten weisenden Ständern hinunter streicht zu den Sumpfwiesen am See. In den nächsten Tagen sieht man ihn stundenlang bei dem Neste Wache halten. Der zuerst angekommene Storch ist das Männchen des Paares, und es vergehen noch fast zwei Wochen, bis das Weibchen ebenfalls eintrifft. Wie es plötzlich aus dem Blauen auf das Hausdach heruntergekreist kommt, beginnt das Männchen mit dem Schnabel zu klappern, wobei es den Hals erst rückwärtsbiegt, dann den Kopf nach vorne wirft, um den Hals dann wieder nach hinten zu krümmen, bis der Scheitel die Rückenfedern berührt. Sobald das Weibchen auf dem Neste Fuss gefasst hat, antwortet es in gleicher Weise, und von nun an ist das Geklapper alle Tage mehrfach zu hören. Es gehört nicht nur zu der Begrüssungszeremonie, die sich immer erneut abspielt, wenn die Störche einander am Neste begegnen, sondern stellt ganz allgemein einen Ausdruck der Erregung dar. Ein fremder Storch, der eine Weile über dem Dorfe seine Kreise zieht, wird mit wütendem Klappern begrüsst. Von dem merkwürdigen Schnabelgeräusch abgesehen, vermögen die Störche nur zischende und hustende Laute von sich zu geben.

In den auf die Ankunft des Weibchens folgenden Tagen tragen die Störche eifrig Zweige und Knüppel herbei und arbeiten an der Ausbesserung des von den Winterstürmen arg mitgenommenen Baues. Das Männchen sammelt das meiste Nistmaterial, während das Weibchen sich vorwiegend als Architekt betätigt. Kurz nach dem 15. April liegt dann das erste der grossen, weissen Eier in der mit Gras, Moos, Lumpen und einigen Federn ausgekleideten Nestmulde und es folgen ihm in zweitägigen Abständen drei weitere nach. Gelegentlich wird nur ein Ei gelegt, andererseits hat man auch schon Gelege gesehen, die sechs oder sieben Eier zählten. Unsere Störche brüten von der Ablage des ersten Eis an und lösen sich dabei tagsüber ab. Die Nacht hindurch sitzt das Weibchen auf dem Neste. Eines der Eier liegt eines Morgens zerschlagen im Hofe unten, ein anderes ist leider unbefruchtet, und so schlüpfen schliesslich nur zwei von spärlichen weissen Dunen bedeckte Kücken aus. Die Brutzeit hat dreissig Tage gedauert, da aber vom ersten Ei an gebrütet wurde, kommt eines der beiden Kücken erst mehrere Tage nach seinem Bruder aus dem Ei, und es besteht zwischen den Jungstörchen infolgedessen ein wesentlicher Grösßenunterschied. Die Eltern lassen die Jungen nie allein, und einer der Altstörche ist immer zugegen, um sie zu wärmen oder zu beschatten, während der andere der Nahrungssuche obliegt. Das stärkere Kücken sichert sich den Löwenanteil des von den Alten ausgewürgten Futters; es wächst rasch und trägt eine Woche nach dem Schlüpfen ein langes, dichtes Dunenkleid. Sein kleiner Nestgenosse aber macht nur sehr langsame Fortschritte, seine Bettelbewegungen werden schwächer und schwächer, er kriecht immer weniger Futter und schliesslich wird sein armer, erstarrender Körper von den Eltern aus dem Neste geworfen.

Nach dreissig Tagen trägt der überlebende Jungstorch das schwarz-weiße Federkleid der Altstörche, doch ist sein Schnabel nicht leuchtend rot, sondern rötlichbraun mit schwarzer Spitze. Er kann schon längere Zeit auf den Beinen stehen und beginnt mit den Flügeln zu schlagen, deren Schwungfedern etwa halb entwickelt sind. Die Eltern gehen nun beide gleichzeitig auf die Jagd, und bleiben meist nur ganz kurze Zeit im Nest. Sie bringen Grasfrösche, Kaulquappen, Molche, Eidechsen, Ringelnattern, Fische, Würmer und Insekten, gelegentlich auch eine Feldmaus oder einen Maulwurf.

Zwei weitere Wochen sind ins Land gegangen, und der Jungstorch hält oft seine Flügel dem Winde entgegen, der ihn hie und da etwas über die Nestmulde hochhebt. Ein paar Tage später vermag er sich schon aus eigener Kraft ein oder zwei Meter in die Höhe zu schwingen. Fünfzig Tage nach dem Ausschlüpfen wagt er seinen ersten kurzen Flug, von dem er aber gleich wieder ins Nest zurückkehrt. Auch nachdem er sich daran gewöhnt hat, auf den Wiesen herumzustelzen, besteht noch eine Bindung an das Nest, wohin er fliegt, um sich von den Alten füttern zu lassen, und wo er die Nacht verbringt. Doch allmählich lockert sich diese Bindung, und er wird auch von seinen Eltern immer unabhängiger. Sicher zieht er schon seine Kreise, länger und länger bleibt er fort, und endlich wird das Nest endgültig verlassen. Eine Weile sind die Störche noch in der weiteren Umgebung des Dorfes zu sehen, schliesslich aber verschwinden sie ganz.

Der weisse Storch brütet in Nordafrika und auf der Pyrenäenhalbinsel, im Elsass und in den Niederlanden, in Deutschland, Dänemark und Südschweden, in Polen, in den Balkanländern, im westlichen Russland und in Kleinasien; überall schliesst er sich gerne dem Menschen an und brütet mit Vorliebe auf Häusern, gelegentlich aber auch auf Heuhaufen, auf Bäumen oder gar auf dem Boden. Manche Nistplätze werden Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte hindurch immer wieder aufgesucht, haben doch noch im Jahre 1930 in dem thüringischen Orte Langensalza Störche auf einem Turme gebrütet, auf dem schon 1549 ein Storchennest war!

Die Störche überwintern im östlichen und südlichen Afrika, wo man sie in den Steppen und Savannen in grossen Scharen antrifft. Mit besonderer Vorliebe folgen sie den Heuschreckenschwärmen, aber auch das massenhafte Auftreten gewisser Eulenraupen lockt die Vögel oft in beträchtlicher Zahl an. Die Winterquartiere werden auf zwei verschiedenen Zugrouten erreicht: Die Störche aus dem westlichen Europa nehmen ihren Weg durch Südfrankreich, Spanien und über die Meerenge von Gibraltar; die östlich des Rheins brütenden Störche ziehen dagegen über den Balkan und den Bosphorus nach Kleinasien und Ägypten, um dann dem Niltale zu folgen.

In der Schweiz war der Storch einst sehr häufig und brütete selbst in den Städten. Im Jahre 1645 wurden im Stadtgebiet von Luzern nicht weniger als 35 Storchennester gezählt. Schon vor 1900 war jedoch ein starker Rückgang der Brutpaare festzustellen, der in der Folge leider sehr rasch fortschritt. Während zur Zeit des Ersten Weltkrieges noch etwa 90 Nester vorhanden waren, konnten 1939 nur mehr deren 16 gezählt werden. Im Jahre 1948 waren 6 Nester bewohnt, 1949 nur ein einzelnes.